

Tony Judt (1948–2010)

Wie wir diesen Mann bräuchten

Der britische Historiker schrieb ebenso elegant wie erhellend, verstand sich als engagierter Intellektueller und versuchte, eine linke Sozialdemokratie neu zu begründen.

Von Stefan Howald

Tony Judt ist erst in den letzten Jahren in einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden, vor allem mit der gross angelegten «Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart» (englisch 2005, deutsch 2006), die mehrfach mit Preisen ausgezeichnet und zum Bestseller wurde. Schon zuvor hatte er sich als Intellektueller im klassischen Sinn in aktuelle Debatten eingemischt, etwa mit kritischen Stellungnahmen zur israelischen Politik. In den letzten Jahren versuchte er vorrangig, die links-sozialdemokratische Tradition neu zu begründen.

Judts letzte Monate sind geradezu der Stoff, aus dem sich Legenden bilden. Seit zwei Jahren litt er an einem tödlichen Muskelschwund, doch bis zum Schluss arbeitete er weiter, schrieb, hielt Vorträge aus dem Rollstuhl heraus, gab Interviews. Vergangenen Freitag ist er, erst 62-jährig, der Krankheit erlegen. Sein letztes Buch, das er Anfang Jahr diktierte, kann als Vermächtnis gelten.

1948 im Londoner East End in einer links engagierten jüdischen Familie geboren, studierte Judt am King's College in Cambridge. In der Jugend zionistisch beeinflusst, arbeitete er 1966 in einem Kibbuz, schloss sich gar der israelischen Armee an. Doch begann die Desillusionierung bereits während des Sechstagekriegs 1967, als ihn die chauvinistischen, ja rassistischen Kommentare mancher israelischer Offiziere schockierten. Nach Cambridge zurückgekehrt, studierte er die Geschichte der französischen Linken, arbeitete mehrere Jahre in Paris. Später führte ihn sein kosmopolitisches Interesse nach Osteuropa, wo er Kontakt mit Dissidentenkreisen vor allem in der Tschechoslowakei aufnahm. Seit 1985 als Geschichtsprofessor in den USA tätig, gründete er 1995 an der New York University das Remarque-Institut zur Erforschung der europäischen Kultur und deren Vermittlung in den USA. Wegen seiner zunehmend kritischen Position zu Israel setzte er sich allerdings in der akademischen Zunft in die Nesseln. So plädierte er 2003 für eine Einstaatenlösung in

Palästina. Noch mehr am Herzen lag ihm in den letzten Jahren die Erneuerung einer linken Sozialdemokratie, um die Verheerungen des Neoliberalismus rückgängig zu machen. Die verstand er nicht nur in ökonomischer, sondern auch in sozialer und moralischer Hinsicht.

«Etwas ist grundlegend falsch mit der Art, wie wir heute leben.» So beginnt Judts letztes Buch, «Ill Fares the Land», das er, schon fortgeschritten erkrankt, in acht Wochen diktierte. Bei anderen AutorInnen könnte ein solcher Ausgangspunkt zur weinerlichen Jeremiade werden, links oder rechts gestrickt. Judt denkt zornig und präzise über die Ursachen unserer Misere nach und skizziert dann Möglichkeiten, sie zu beseitigen. Ebenso erfrischend wie seine anschauliche Sprache ist die klare Auslegeordnung aktueller Probleme. Kein Jargon, keine ideologischen Scheuklappen. Seine vielfältigen Erfahrungen auf beiden Seiten des Atlantiks erlauben ihm, anglo-amerikanisches und kontinentaleuropäisches Denken miteinander zu kontrastieren.

Der Befund ist eindeutig: Materialistischer Individualismus und ungehinderter Kapitalismus haben unsere Gesellschaften in den letzten 30 Jahren markant ungerechter gemacht. Wie es dazu kam, beschreibt er in den einleitenden Kapiteln des Buchs. Das ist nicht neu, aber prägnant zusammengefasst. Die grosse Leuchtfigur ist John Maynard Keynes, nicht nur wegen seiner Wirtschaftstheorie, sondern auch wegen der Klarheit, mit der Keynes auf die sozialen Verwerfungen seiner Zeit, auf den Ersten Weltkrieg und den Faschismus, reagiert hat. Mit hübscher Ironie zieht Judt gelegentlich auch Adam Smith bei, den angeblichen Ziehvater des schrankenlosen Freihandels und Marktkapitalismus, der sich in seinen moraltheoretischen Schriften bereits um eine ethische Zählung der Marktwirtschaft bemühte, oder sogar Karl Popper, der in lichterem Augenblicken durchaus die Notwendigkeit sah, dem Staat eine Rolle in der Wirtschaft einzuräumen.

Was also bleibt angesichts dieser Lage zu tun? Für Judt geht es zuerst einmal darum, eine Sprache wiederzugewinnen, mit der unsere moralischen Instinkte als notwendig begriffen werden. Denn widerstreitende Interessen sind seines Erachtens ethisch zu entscheiden. Als wichtigstes Ziel bezeichnet Judt dabei die Reduktion der Ungleichheit. Weniger Ungleichheit ist aber nicht nur ein moralisches Postulat, sondern ist auch besser für den sozialen Zusammenhalt.

In der Folge untersucht Judt den Staat unter diesem Aspekt. Trotz oder wegen der Globalisierung bekomme der Nationalstaat als vorläufige einzige Instanz zwischen den

Individuen und transnationalen Konzernen und Organisationen eine neue Bedeutung. Für die Linke heisse dies, dessen Schwächen einzugestehen, zugleich aber offensiv zu zeigen, was der Staat besser könne als die Privatwirtschaft.

Judt buchstabiert das am Beispiel des öffentlichen Verkehrs und der Eisenbahn durch. Die könne nicht nur unter ökonomischen Kriterien bewertet, sondern müsse als soziale Aufgabe begriffen werden. In einem glänzenden Exkurs beschreibt er zudem die kulturelle Bedeutung der Eisenbahn und von Bahnhöfen als immer wieder erneuerte Symbole der Moderne und des sozialen Zusammenhalts der Zivilgesellschaft.

Das scheint alles dem gesunden Menschenverstand zu entsprechen und nichts Radikales; aber solche Positionen müssen mittlerweile ja in Westeuropa verteidigt werden, auch in der Schweiz. Tatsächlich betont Judt, für das begonnene Zeitalter der Unsicherheit und der Angst müssten sozialdemokratische Errungenschaften verteidigt und positiv forciert werden. Judt sieht die Sozialdemokratie als Kompromiss und als grosse europäische Errungenschaft. In der konkreten Umsetzung bekommt das zusätzliche Schärfe. Während er für New Labour und Tony Blair nur Hohn übrig hat, bedeutet ihm auch US-Präsident Obama bereits eine grosse Enttäuschung.

In den letzten Monaten hat Judt zahlreiche autobiografische Vignetten in der «New York Review of Books» veröffentlicht, die seine Qualitäten im schönsten Licht zeigen: Eleganz, schwebende Ironie, Präzision, etwa wenn er über die englische Erziehung und ihren Klassencharakter oder den französischen Republikanismus schreibt; nur die Erinnerung an die Schweiz ist ihm etwas gar nostalgisch geraten. Was ihn nicht daran gehindert hat, im letzten Buch die Schweiz wegen der illiberalen Minarett-Abstimmung abzumahnen. Er liess sich eben selten etwas vormachen.

Vom Glück des Eisenbahnfahrens

Kurz vor seinem unzeitigen Tod hat der britische Historiker Tony Judt in seinem letzten Buch eine ungewöhnliche europäische Nachkriegsgeschichte in ungemein verdichteten Erinnerungsstücken geliefert.

Von Stefan Howald

Mitte 2008 wurde bei Tony Judt ALS (amyotrophe Lateralsklerose) diagnostiziert. Das ist eine neuromuskuläre Erkrankung, durch die man allmählich jegliche Fähigkeit verliert, die Muskeln zu bewegen, und die unweigerlich zum Tod führt. Am 6. August 2010 ist Tony Judt im Alter von 62 Jahren gestorben (siehe WOZ Nr. 33/10).

Alle Fähigkeit verlieren, Muskeln zu bewegen: Das ist wörtlich zu nehmen. Es beginnt mit Armen, Händen und Beinen, erfasst die Stimmbänder und endet, bevor es endet, dass man zu jeder Bewegung unfähig ist. Nur der Geist wird nicht beeinträchtigt. Judt litt keinerlei Schmerzen, verlor auch die Empfindungsfähigkeit nicht – eine zweiseitige Sache. «Wenn dich der Drang überkommt, dich zu bewegen, dann gibt es nichts – nichts –, was du tun kannst, ausser einen winzigen Ersatz zu suchen oder einen Weg zu finden, deinen Gedanken und die damit verbundene Bewegungserinnerung zu unterdrücken.» Judt hat diesen Zustand mit schmerzhafter Klarheit beschrieben. In der tiefen Nacht zum Tod hin bewegungslos liegen und denken. Wenn das Wort von jemandem, der dem Tod gefasst ins Auge blickt, irgendeine Berechtigung hat, dann für Judt mit diesem Buch.

Durch technische Hilfsmittel konnte Judt während seiner fortschreitenden Krankheit nicht nur ein ganzes Buch, sondern auch zahlreiche Essays diktieren und Interviews geben. Letztes Jahr wurde «Ill Fares the Land» (deutsch «Dem Land geht es schlecht», 2011) veröffentlicht, ein leidenschaftliches Plädoyer für eine moderne Sozialdemokratie, und seit kurzem liegen als weiteres Vermächtnis autobiografische Vignetten vor.

Um seine Gedankenbögen ohne Notizen spannen zu können, hat sich Judt einer Mnemotechnik, einer Erinnerungsmechanik bedient. Als Zehnjähriger verbrachte er mit seinen Eltern zwei Wochen in einem Chalet in Chesières im Waadtland. Es war eine Zeit des geistigen und emotionalen Erwachens. Ein Jahr lang bis zu seinem Tod ist er, bewegungsunfähig im Bett, jede Nacht ins Chalet nach Chesières zurückgekehrt, und via die räumliche Anordnung in diesem «Memory Chalet» hat er andere Erinnerungen zu organisieren, durchzudenken und zu formulieren vermocht: So dass er sie am nächsten Morgen diktieren konnte.

Die etwa zehnteiligen Erinnerungsstücke gehen von persönlichen, konkreten Erfahrungen aus und öffnen sich in soziale und kulturelle Welten. Die karge Nachkriegszeit in Britannien und

das englische Essen. Die ersten Autos. Studien, zuerst in Oxbridge, dann in Frankreich. 1968 und die Intellektuellen. Ein Kibbuzaufenthalt in Israel. Frühe Berufserfahrungen. Osteuropa, die USA. Aus Israel kehrt Judt angesichts des rassistischen Verhaltens israelischer Offiziere ernüchtert zurück. In den USA trifft er auf die kuriose Ambivalenz von befreiter und verklemmter Sexualität. Er beschreibt die gloriose Begeisterung freien, gemeinschaftlichen Lernens in Cambridge und Paris, und er zeigt die Chancen und Anfechtungen flexibler Identitäten zwischen verschiedenen Herkunftsn und Kulturen.

Das ist ebenso elegant wie prägnant, ebenso tief schürfend wie witzig. Dahinter steht die Hoffnung auf das gute, das gemeinsame Leben. In «Dem Land geht es schlecht» hat sich Judt gegen den neoliberalen Kult des egoistischen, rücksichtslosen Wirtschaftssubjekts gewandt. Seine Begeisterung für Eisenbahnen und den öffentlichen Verkehr liefert ihm das Gegenbild dazu, das einer kommunitären, solidarischen Welt.

Mit dem Loblied auf die Bahnen kehrt Judt im letzten Kapitel in die Schweiz zurück, nach Müren, wo er als Junge mehrfach mit den Eltern weilte und das ihm der Inbegriff verlässlicher Unveränderlichkeit blieb. «Nichts passiert: Es ist der glücklichste Ort auf Erden.» Judt weiss natürlich um die Einwände gegen dieses Bild, und will es sich doch nicht zerstören lassen. Man muss ihm das verzeihen. Denn dieses Buch schmerzt zwar, aber es beglückt weit mehr.

Tony Judt: The Memory Chalet. London, William Heinemann. 2010. 226 Seiten, £ 16.99.

Diese beiden Artikel erschienen in der WOZ – Die Wochenzeitung Nr. 32/10 vom 12. August 2010 sowie Nr. 13/11 vom 31. März 2011.